

Lang ging der heiße Tag zur Ruh' Mit seinem Fehlen, seinen Qualen, Ich schließ' im Feld die Augen zu, Und alle Himmelslichter strahlen.

Und lausche nur, versunken ganz, In all den Freuden, all die Fülle, Ich spür' im Lieb den holden Glanz Und hör' die weitenweite Stille.

Und fühl' mich groß und selig klein — Hinfchwenden Haß und müde Plage, Und süßen Freuden zieht mich ein Wie sehnen nach dem neuen Tage... Gertrud Triepel.

Das arme Waisentind.

Humoristische Skizze von Liesbet Dill.

Tante Lene hatte ihrer perfekten Köchin gekündigt.

Es war nicht länger mit ihr auszuhalten gewesen. In den letzten zehn Jahren hatte sie nun alle Sorten Köchinnen durchgelassen: die saubere, tüchtige Puh-Anna, die jedoch kein Interesse für das Kochen hatte, die Suppen versalzte oder gar nicht salzte, die Braten zu Holz bruzeln ließ und beleidigt schrie, wenn sie gescholten wurde, — die Köchin Marie, die die feinsten Puddings machen konnte und die fastigen Braten — die aber außer der Küchenarbeit „nur leichte Hausarbeit mit übernahm, also mit anderen Worten, sonst gar nichts, die sich weigerte, Treppen zu wischen, und jede Zumuthung, die auf Puhgen hinauslief, mit Entzückung ablehnte, — dann die beschuldene, hübsche Elise, die so freundlich war, daß man ihr gar nicht böse sein konnte, so gefällig, daß man sie des Nachts wecken konnte, um sie irgend wohin zu schicken — sie that alles mit Vergnügen. Aber Elise war vergeblich. Sie vergaß Schlüssel — und verlegte das Wirtschaftsbuch, sie verlor das Martgeld und ließ die Milch über Töpfe und Herd tochen; sie vergaß Gemüse einzuzufahren und überließ Fleischreste dem Fischbrant, so daß sich dieses alles denn nach Tagen durch einen bestialischen Geruch meldete. Man hatte keine ruhige Stunde mit Elise. — Als sie aber eines Tages vergessen hatte, das Wasser im Badezimmer abzudrehen und die Wanne, das Zimmer und der Gang voll Wasser stieß — war Elises Zeit erfüllt, und sie verließ an demselben Tage das Haus von Tante Lene.

Dann kam ein Wesen, das weder tochen noch putzen konnte, noch freundlich war — das bloß mürrisch und sehr faul war, — dann wieder eine, die wie ein Rabe stah, und dann begann Tante Lene wieder mit einer Puh-Anna — es folgte die Koch-Marie, die freundliche Elise dann, und schließlich war sie bei der „Perfekten“ angelangt. Aber diese „Perfekte“ war die schrecklichste von allen, die Tante Lene bis jetzt erlebt hatte. „Sie hatte es nämlich nicht nötig, in Stellung zu gehen“, denn ihr Vater war Stationsvorsteher gewesen (jetzt war er längst tot), sie hatte einen Bruder, der „bei der Marine eine hohe Stellung“ einnahm — und eine Cousine, die in „Pension“ gewesen war, und sie selbst trug Simpeltränken. Das war nicht zu ertragen.

Also, Tante Lene hatte die Köchinnen satt. Als ich zu ihr kam, sah sie auf ihrem Fenstertritt und schrieb eine Annonce aus für das „Christliche Wochenblatt“: „Ein Fräulein, das tochen kann und alle Hausarbeit mit übernimmt“ u. s. w. „Aber Tante, willst Du Dir denn ein Fräulein nehmen?“ „Ich will mir ein Fräulein nehmen, liebes Kind. Frau Rosener im ersten Stod hat eins und ist sehr zufrieden — und Major Müllers haben eins — und ich habe die Perfekten satt, ich kann keine mehr sehen, geschweige denn in meinem Hause haben!“

Das war Tante Lenes fester Entschluß. Die Annonce wurde abgesandt, ersahen zweimal im Wochenblatt, und nach drei Tagen bedeckten Tante Lenes Näblich, den Schreibtisch und das Fensterbrett Briefe und Antworten — Anerbieten von Fräuleins.

Tante Lene las von früh bis spät Anpreisungen und Offerten — studierte die Handschriften der Schreiberrinnen mit Sorgfalt, und jedesmal, wenn der Briefträger erschien, brachte er einen neuen Stoß Briefe.

Tante Lene triumpftriefte. Da waren Fräuleins buhendweise, die tochen und nähen und putzen konnten, und sie beanspruchten die Hälfte so viel Gehalt, wie die Perfekten bekommen hatte, und waren Geheimrathstöchter, Hauptmannstöchter, Baurathstöchter! — Sie verlangten nur ein kleines Taschengeld — ja, eine wollte sogar umsonst kommen. Tante las, schickte und prüfte und wachte gar nicht mehr, was sie wollte.

Sie war berauscht von ihrem Erfolg. Wohin man kam in ihrer Wohnung, lag ein Couvert oder ein Bild oder eine Offerte — im Salon

Nebraska Staats-Anzeiger und Herald.

3. P. Windolph, Herausgeber. Grand Island, Nebr., 18. August 1905 (Zweiter Theil.) Jahrgang 25 No. 51.

auf der Bistenschale — auf dem Rückentisch — vor dem Entreespiegel — auf allen Sitzgelegenheiten lagen sie.

„Was nun? Nehme ich die Dreißigjährige — oder die Lehrerstochter, oder die, die perfekt schneiden kann? Denn so was ist doch auch angenehm — dann ist noch hier eine Waise aus guter Familie —“ Tante Lene suchte.

„Die gefällt mir eigentlich — sie schreibt eine bescheidene, angenehme, saubere Hand und übernimmt jede Arbeit; jedenfalls ist sie nicht verwöhnt, ist im Waisenhaus erzogen, zwanzig Jahre alt — ein bißchen jung — aber das schadet nichts, die wäre mir am angenehmsten — meinst Du nicht auch?“

„Ich las den Brief und fand auch daß diese Waise einen guten Eindruck machte. „Solche Kinder, die im Waisenhaus aufgewachsen sind, entbehren gewöhnlich der Mutter und haben so etwas Gedrücktes. Ich will Geduld mit ihr haben, mit so einem armen, verlassenem Mädchen.“

Tante war ganz gerührt. „Ich schreibe ihr zu. Sie will am liebsten sofort antreten, das arme Ding hat keine Stellung.“

Tante las den Brief noch einmal. „Als ich ging, sagte sie: „Ich nehme das Waisentind.“

Am dritten Tage nach dieser Unterredung ging ich zu Tante Lene und fand auf der Treppe statt der „Perfekten“ ein schlankes, blondes Ding, das, hochaufgeschürzt, die Treppe aufwärts sah. Tante Lene war noch in der Morgenhaube und dem Morgenmantel schlafend — und wuschte sich im Salon.

„Ach — Du!“ sagte sie erschreckt, als sie mich sah. „Du bist noch nicht in Toilette, Tante, — und wuschst eigenhändig Staub? Das habe ich ja noch nie!“

„Ach ja — weißt Du — Frieda hatte so viel zu thun heute Morgen, gestern ist sie angekommen, und war so müde von der Reise. Sie hat heute etwas lange geschlafen, und daher wurde unsere Hausordnung gestört. Ich habe sie ruhig schlafen lassen — weil es der erste Tag ist. — Ich muß ihr alles erst ordentlich zeigen — und hatte keine Zeit, mich anzuziehen — entschuldige, daß ich weiterwische — aber es ist schon zwölf und Frieda ist in die Stadt, Einkäufe zu machen.“

„Frieda?“ sagte ich. „Die Waise? Die wuschst soeben Eure Treppen?“ Tante sah sich um und ließ das Staubtuch sinken. „Wischst sie immer noch?“

„Bis jetzt wenigstens!“ Tante Lene schob aus der Thüre. Ich hörte sie nach Frieda rufen. Aber Frieda war nicht da. Sie rief sanft zuerst — dann laut und energisch, aber zuletzt kurz. Wenn Frieda diese letzten Rufe überhaupt gehört hätte — bin ich fest überzeugt — sie wäre gekommen.

Aber Frieda kam nicht. Und Tante Lene auch nicht. Ich wartete. Jemand flog Thüren ins Schloß und dann kamen Tritte die Treppen herauf: Tante Lene und Frieda, die mit dem Putzeimer in der Küche verschwanden.

Tante Lene fing wieder an zu wischen. „Wo war sie denn?“ fragte ich erstaunt. „Sie stand an der Hausthür!“

„Was?“ „Ach weißt Du, sie hatte eine Bekannte getroffen, und weil es der erste Tag ist, wollte ich nichts sagen.“ Tante Lene wuschte — und horchte dabei nach draußen. Alles blieb still, bloß in der Küche sprudelte gemächlich Wasser.

„Sag' einmal, liebes Kind — könntest mir nicht einen großen Gefallen thun — und mir die Einkäufe machen — denn Frieda, ich glaube nicht, daß sie heute noch dazu kommt — sie pußt nämlich so merkwürdig langsam — daß ich — ich weiß nicht — aber ich glaube, sie ist sehr langsam.“ Und die Tante schaute mich bestimmert an. „Aber schließlich — es ist der erste Tag — man muß Geduld haben.“

und in den anderen Zimmern, die ich ungehindert betreten konnte, war auch Niemand, im Schlafzimmer brannte eine Kerze, die ich ausblies.

Weil ich nun wußte, wie ängstlich Tante alle Thüren und Schränke verschließt so blieb ich, bis Jemand kam. Aber es kam Niemand. Ich wartete eine Stunde — dann kam Tante Lene — erschrocken von einem kleinen Gang durch die Anlagen, zurück.

„Wo ist denn Dein Waisentind?“ „Sie sitzt in der Küche,“ sagte Tante und legte ihren Hut ab. „Das wäre sehr nett von ihr — leider ist sie aber gar nicht zu Hause.“

„Ja, und wie bist Du denn herein gekommen?“ „Durch sämtliche offenstehende Thüren!“ sagte ich. Tante war mit einem Satz auf und flog nach der Küche.

„Nein — es ist — wahrhaftig!“ Sie stand verblüfft vor dem Klistorb, der genau so dastand, wie sie ihn vor Frieda hingestellt hatte. Dann sagte Tante athemlos und entschlossen: „Ich werde sie suchen. Komm mit!“

Wir stiegen die Treppe hinauf zu Friedas Zimmer und öffneten die Thüre. Die Bronzelampe von Tante Lenes Schreibtisch brannte hell auf Friedas Kommode. Auf dem Bett aber lag Frieda und las in einem Band fliegender Blätter.

Zitternd an allen Gliedern stand Tante Lene vor ihr. Frieda erhob sich langsam; dabei rollte ein Apfel nach dem andern aus dem Kissen zur Erde und vor Tante Lenes Füße.

Im Zimmer stand der unausgepackte Koffer von Frieda, drei Hutschachteln, in dem offenen Kleiderkasten hing ein weißer Sonnenschirm. Auf dem Boden lagen abgebrannte Streichhölzchen, ein Stog Gartenlauben, Tante Lenes Zintenfah — Tante Lenes Federhalter und ein paar Bogen ihres seltsamen Briefpapiers mit Monogramm.

Als sich Tante endlich soweit gefaßt hatte, sagte sie: „Ich dachte, Sie hätten gestern Abend Ihre Sachen ausgepackt, deswegen hatte ich Sie doch um 8 Uhr schon ins Bett geschickt.“

„Ich hatte keine Zeit, gnädige Frau, ich mußte noch einen notwendigen Brief schreiben,“ sagte Frieda freundlich. „Mit meinem Briefpapier und meinem Zintenfah?“ sagte Tante Lene lebend. Frieda lächelte verlegen.

„Und die Äpfel haben Sie sich wohl auch nur zum Ansehen mit heraufgeholt?“ „Die Äpfel? Die waren hier im Bett. Ich weiß nicht, wo die herkommen. Das vorige Mädchen — gnädige Frau —“

„Und Ihr Klistorb, den ich Ihnen hinstellte, als ich wegging?“ „Dazu hatte ich keine Zeit, gnädige Frau —“ Tante Lene sah mich an — sie zitterte an allen Gliedern.

Wir ließen Frieda und stiegen hinab. „Was sagst Du dazu?“ Wir standen uns in der Küche gegenüber — sprachlos. Und wie Tante den Klistorb an sich nehmen wollte, erblickte sie einen Buchbedel: dieleberbreitblätter — befestigt und gerissen — ferner einen angefangenen Brief auf Resepapier mit Tantes Monogramm, einen angeblissenen Apfel — ein paar zertrümmelte Matrinen und Tante Lenes Zahnbürste. Da schrie Tante Lene entrüstet auf.

In diesem Brief aber stand — wir waren so frei, ihn zu lesen: „Lieber Franz! Leider kann ich heute abend nicht zu Dir kommen, ich habe eine Stellung bei einer Alten angenommen und kann nicht jeden Abend fort, aber morgen mach ich es schon, sie sagt, daß ich keinen Ausgang haben dürft, aber das sollte mir passen, komm Du nur an die Ecke, wenn die Alte schlafen ist.“

Hier brach der Brief ab. Tante Lene aber sank mit diesem Brief auf den Rückenstuhl, stürzte den Kopf auf den Tisch und starb über die Leberbreitblätter und den angeblissenen Apfel in den Klistorb. Am Strande. Dame: „Nun, Herr Baron“, was meinen Sie, wollen wir nicht ein wenig zusammen auf den Ocean hinausfahren?“ Herr (begeistert): „Mit Ihnen, meine Gnädigste, am liebsten auf den Ocean des Lebens.“

Das Gebet.

Erzählung von F. Wilde.

Der D-Zug von Berlin nach Sapsnig war überfüllt. Aber der Schaffner brachte immer wieder neue Passagiere hinein. In dem Abteil 2. Klasse hatten es sich die Reisenden auf den weichen Polstern bereits bequem gemacht und schienen nicht gerade erbaut über den Zuwachs. Sie schauten vertrießlich die Dame an, die mit umfangreichem Handgepäck zögernd näher trat.

Doch da tauchte hinter ihrem weiten, grauen Mantel ein kleines Mädchen auf. Im ausgeschnittenen, weichen Kleiden und einer schottischen Seidenschürze. Aus dem ovalen, milchweißen Kindergesichtchen leuchteten zwei große, dunkle, neugierige Augen. Eine Fülle brauner Locken stand um das runde Köpfchen.

Die Mienen der Passagiere hellten sich plötzlich auf. Voll Bewunderung betrachteten sie das herzige, kleine Ding, das kurzen Prozeß machte und schnell auf den Sitz kletterte. Dann stützte sie beide Pfandhände auf das Polster und schaute sich tief atmend im Kreise um.

Der Herr neben ihr schien ein Kinderfreund zu sein. Er nickte ihr freundlich entgegen, und bald kam eine verlegene, aber verschämte Erwiderung. Die Kleine sah, daß der Herr eine Chatelaine an der Uhrkette trug, mit Bleistift, Notiztäfelchen und viel Bimmel-Bammel. Da rückte sie ganz nahe heran.

Die Mama war währenddessen mit ihrem Handgepäck beschäftigt. Jetzt blickte sie sich nach ihrem Kinde um. Gleich kam ein Mahnruf: „Lottchen, Du belästigst ja den Herrn.“ Und sie wollte die Kleine anders herum legen. Aber der Kinderfreund versicherte: „Es macht mir Vergnügen, gnädige Frau. Bitte lassen Sie doch.“

Die Mama lächelte freundlich. Sie hätte dieselben großen dunklen Madonnenaugen wie ihr Töchterchen. Doch ihr Haar war ganz glatt und schlicht gescheitelt. Aus den Kinderaugen blühte jetzt der Schelm. Lottchen tippte mit dem kleinen, biden Fingerringen ein bißchen auf die silbernen Anhängel.

„Kann ich sie mal haben?“ Der Herr nickte die Verlocke ab und hielt sie dem Kinde hin. Sie machte mit der Hand eine Bewegung, daß die klippenden Dinger lustig durcheinander purzelten. Dazu jubelte sie hell auf.

In Mamas Schoß lag ein Rothdornkraut, jedenfalls ein lieber Abschiedsgruß. Danach griff das Kind. Zupfte an den Blüten, legte die Wange daran und sah so eine ganze Weile, ohne sich zu rühren. Die Mutter benutzte diese ruhigen Minuten, um eine Postkarte nach Hause zu schreiben.

Unterdes hatte der Kinderfreund ein grauliches Buch aus seiner Tasche genommen, und den Bleistift lose in der Hand haltend, zeichnete er mit schnellen, prägnanten Strichen das reizende Kindertöpfchen in sein Skizzenbuch. Mit scharfen Blicken schaute er von seinem Heft zu dem Kinde und wieder zurück. Erst, als die Mama ihre Schreiberei beendete, steckte auch er seine Zeichnung fort.

Aber kein kleines Modell stand bereits in Lebensgröße auf dem Papier. Wieder blühte der Rothdorn. Wieder lachten klare Sommertage vom blauen Himmel herab und überflutheten mit ihrem Sonnenschein das friedliche Landtäfelchen.

Aber Lottchen spielte nicht mehr in dem schattigen Postgarten an der breiten Rasenmaße. Lottchen wohnte hier nicht mehr. Sie hatte eine andere Heimath gefunden; dort oben beim lieben Gott. Der drauchte gerade solch ein Engelchen wie sie unter seinen Kindern im Himmel.

Nur zwei Tage war sie krank gewesen. Leise kam das Fieber; aber schon am nächsten Abend brannten die verätherischen roten Flecken auf den weichen Wangen. Himmelskroten nennt man sie. Und ehe die Nacht kam, wurde Lottchen ein Engelchen.

Man hatte ihr kleines Grab mit allerhand Blumen geschmückt. In den Bäumen schmetterten die Vögel. Sie sangen für Lottchen ein Morgenlied. Heute war ihr Geburtstag, der erste fern von ihren trauernden Eltern. Beide standen an dem grünen Hügel. Stumm, in Gedanken verloren. Die Frau Pastorin lebte sich seufzend an ihren Mann. „Wenn ich nur ein Bild von Lottchen hätte“, sagte sie, „nur ein einziges. Warum haben wir sie auch nicht photographiren lassen!“

„Ihr Bild lebt ja in unserem Herzen.“

„Aber, es ist doch noch ganz etwas anderes, vor einem lebensähnlichen Bilde zu stehen, sich darin zu vertiefen in stiller Zwiesprache. Manchmal überkommt mich quälende Sehnsucht danach. Oft schon habe ich an Lottchens Grab gebetet, es möge irgend was geschehen, das mir ein Bild von unserem Kinde verschaffe.“

Der Pastor schüttelte den Kopf. „Ich sehe ja selber keine Möglichkeit, daß sich dieser Wunsch erfüllen könnte,“ redete er weiter, „und doch sagt mir im Innern eine Stimme: „Haltet fest an deiner Bitte, sie wird erhört.“

„Ihr Mann antwortete nicht. Er zog seine Frau sanft von dem Grabe fort und ging mit ihr den Fußsteig zum Pastorhause zurück.“

Da wurde der Frau Pastorin ein Brief eingehändigelt. Sie betrachtete ihn erkaut; denn die Handschrift schien ihr ganz fremd. Drinnen im Zimmer öffnete sie das Couvert. Eine Karte fiel ihr entgegen, in seinem Silberdruck plastisch ausgeführt.

Und, als die Frau Pastorin diese Karte ansah, blieb ihr fast der Athem stehen. Sie tastete nach einem Stuhl. „Was ist Dir?“ fragte ihr Mann, schnell hinzutretend. Ein Blick auf das Kartenbildchen genügte. „Das ist ja unsere Lote!“ rief er aus.

Ihr weiches, ausdrucksvolles Gesicht mit den dunklen Locken, den großen, träumerischen Augen neigte sich ein wenig zur Seite. An die linke Wange schmiegte sich der Rothdornzweig, den die erhabenen Hände umfaßten. Und unter diesem Bild stand der Titel: „Gebet.“

Ein Begleitschreiben war dabei. Der Pastor las es laut vor: „Verehrte gnädige Frau! Wieder führte mich meine Reisetour durch Kügen. Da erinnerte ich mich des Zusammentreffens mit Ihnen und Ihrem Viehling. Ich erlaubte mich bald nach meiner Ankunft in Sapsnig nach Ihrem Ergehen. — Was ich erfahren, wirkte erquickend auf mich.“

In Ihrem Anblick tröstet Sie vielleicht dieses kleine Bildchen, als letzte lebensähnliche Erinnerung an Ihr süßes Kind, das ich ohne Ihr Wissen und Willen im Eisenbahntoupe stizziert habe. — Zirkeln Sie mir, bitte, nicht deshalb. Mir fehlte gerade solche Gebetsstudie in der Reihe meiner Genretöpfe. Wir Künstler sind nur einmal verwegene Gesellen.“

Die Frau Pastorin drückte ihre Lippen auf das lebensstreuende Bildchen und sagte leise: „Das ist mir von Gott gesandt, als Erhöhung meines Gebetes.“

Ihr Mann nickte. Es hat sich sonderbar gefügt, daß der Künstler gerade unter Kind zur Gebetsstudie verwannte.“

Noch heute erzählt die Frau Pastorin mit feucht schimmernden Augen von dieser Begebenheit. Und dann zeigt sie das herrliche Gemälde, das über ihres Mannes Schreibtisch hängt, und sagt mit andächtigem Gesicht: „Das ist unsere Lote. Der Künstler hat uns eine Kopie geliefert.“

So entstand das bekannte Bild, das man in allen Kunsthandlungen findet. Es reiht sich an die Genretöpfe: „Glaube, Liebe, Hoffnung, die von demselben Künstler sind. Aber, am ausbreitlichsten ist — als Madonnenbildchen mit dem Rothdornzweig — das „Gebet.“

Kurz und bündig. Nach einer vom „Herborner Tageblatt“ veröffentlichten Probe war bei herzoglich-sachsenischen Behörden um die Mitte der vierziger Jahre ein Verzehrston üblich, dessen wohltuende Sockelheit und Kürze mit dem berechtigten „Amtsdeutsch“ nichts zu thun hatte. Es handelte sich in dem mitgetheilten Falle um die Bekwerbe eines Herborner Fabrikanten, der einen Dorfschulzen für einen Radsbruch wegen schlechter Beschaffenheit des Weges haftbar machen wollte. Auf Grund der Bekwerbe erließ der in der Sache fungierende Amtmann Ansel folgende Verfügung: „Der Schultzei Wehl zu Schönbad hat innerhalb acht Tagen auf seine Kosten dem vv. Kempf ein neues Waagenrad machen zu lassen, außerdem sind Sie in eine Strafe von 3 fl. verfallen. Herzog. Amt: Ansel.“ Der Schultzei rephairte: „Ich lasse das Rad dem Kempf nicht machen und bezahle auch keine Strafe. Wehl, Schultzei.“

Der Amtmann: „Dho! Wieso! Ansel!“ Der Schultzei: „Bei der Eintheilung der Wege wollte ich den Weg nach Amborf als Binalweg gebaut haben, der damalliae Amtmann hat aber kurzweg entschieden, das bleibt ein Verbindungswee. Wehl, Schultzei.“ Der Amtmann:

„Ganz recht. Sie brauchen dem Kempf das Rad nicht machen zu lassen. Die Strafe ist erlassen. Ansel.“

Ueber Lebensfähigkeit bei Thieren

macht H. Sch. in der Stuttgarter Zeitschrift „Aus der Natur“ erstaunliche Angaben. Nattern vertragen einen elfstündigen Aufenthalt in luftleerem Raume. Schaben sind nicht einmal mit Schwefeldämpfen todtzürückern. Koloradokäfer leben wieder auf, wenn sie eine halbe Stunde in Kohlenoxyd oder Chlorgas gelegen haben. Von besonderem Interesse ist die gerabezu abenteuerliche Widerstandskraft vieler Insekten gegen das Ertrinken. Bei Blattläusen z. B. genügt ein elfstündiger Aufenthalt in kaltem Wasser die Bodenfläche 45 Tage lang mit einer 20 Centimeter hohen Wasserschrift bedeckt bleiben. Schon die Alten kannten die Lebensfähigkeit der Fliegen, aus der Luzian die — Unsterblichkeit der Fliegenseele gefolgert hat. Den Vogel schrieben auch hier wieder die Ameisen ab. Aus den interessanten Versuchen einer Dame, Frä. A. R. Fiedle, ergab sich die geradezu phänomenale Thatfache, daß ein viertäges Unterwasserhalten von 18 Ameisen der Art „Stenamma fulvum“ nur eine einzige vernichtet hatte, ein achttägliches ließ von 12 Exemplaren sieben wieder aufleben. Ein merkwürdiges Verhalten, wenn man damit vergleicht, daß der Mensch nur nach einem höchstens 15 Minuten dauernden Aufenthalt unter Wasser nicht mehr ins Leben zurückgerufen werden kann. Aber auch als Hungertünstler bewährt sich die Ameise. Ohne Wasser stirbt sie rasch dahin. Ohne feste Nahrung kann sie tagelang leben. Eine 27tägige Hungerkur hat ein „Camponotus herculeanus pictus“ ausgehalten, eine Stenamma fulvum hat 46 Tage gefungert, während eine Königin von „Formica lafodes“ fogar 60 Tage ohne Nahrung aushielt.

Der Kaiser als Mittagsgast bei den Matrosen.

Während der Kaiser sich zur Infor mirung auf einer Veruchsfahrt an Bord des Turbinentzweizers „Lübed“ befand, wurde, wie üblich, um 12 Uhr den Matrosen das Mittagessen „servirt“, d. h. es wird in großen Gefäßen bereit gehalten und Jan Maat holt sich seinen Theil in seiner Bad. Der Kaiser sah, nach den „Riel. N.“, eine Zeitlang wohlgefällig dem Treiben zu; dann trat er unter die Schmaulenden und fragte: „Na, Kinder, was giebt's denn heute?“ — „Erbsen, Majestät,“ war die Antwort. — „Ja, dann laßt doch mal schmecken, ob sie gut geraten sind“, gab der Kaiser zurück, und im Nu hatte er sein volles Maß vor sich und auch nicht zu wenig Bistfleisch darin. Sichtlich mit Appetit verzehrte er seine Portion bis auf den kleinsten Rest. „Das ist ja ein großartiges Essen, was? meinte er dann, „Jawohl, Majestät!“ antwortete jetzt aus innerer Ueberzeugung der Chor der Blaujaden. Zweifello ist die Mahlzeit dem Kaiser ebenso gut bekommen, wie zu anderen Zeiten ein Diner mit so und so viel Gängen.

Die Falten der Handfläche

haben nicht nur die Wahrsager und Wahrsagerinnen, sondern auch die Physiologen vielfach beschäftigt und von seiten der letzteren hinsichtlich ihres Nutzens verschiedene Erklärungen erfahren. Dr. Louis Robinson stellt in der „Nordamerikanischen Revue“ die Vermuthung auf, daß ihr Werth für den Menschen darin besteht, der Hand ein besseres Greifvermögen mitzutheilen. Das System der zusammengepreßten Falten auf der Hand giebt eine größere Sicherheit beim Halten von Gegenständen, gerade wie es die künstlich hergestellten Unebenheiten im Heft eines Messers thun. Die Lage der Schweißdrüsen auf den Hautfalten der Hand wird in ähnlicher Weise erklärt. Sie geben durch Befuchung der Hand einen ähnlichen Vortheil, wie ihn der Arbeiter darin sucht, daß er in die Hand spuckt, um ein Handwerkszeug fest ergreifen zu können. Dr. Robinson betrachtet die letztere Gewohnheit merkwürdigerweise als eine Erbsschaft aus der Zeit, als der Urmensch noch auf Bäumen lebte und zum Klettern die Festigkeit des Griffes ausnützen mußte. Auf den nämlichen Ursprung führt dieser Forscher die Feuchtigkeit der Hand jurick, die in Augenblicken von Angst eintritt.

Macht der Gewohnheit.

An einer kleinen Hofbühne wirkt als Tenorist, als welchen ihn die Dik rektion „entdeckt“ hatte, der ehemalige Hausknecht Franz, des Gastwirths „Zum grünen Baum“. Als er eines Tages betrunken auftrat und der Regisseur ihn darob Vorwürfe machte, da ergriff er diesen mit kunstgerechter Hand und warf ihn zur Thüre hinaus.

Zu errn.

Freund: „Dein Baby hat Dich wohl sehr gern?“ Papa: „Gern? Ich sage Dir, es schläft den ganzen Tag, wenn ich nicht zu Hause bin und wacht dann die ganze Nacht, nur um meine Gesellschaft zu genießen.“